

JEFF LINDSAY
DIE SCHÖNE
KUNST DES
MORDENS

KNAUR

e
BOOK
So liest man heute*

EIN DEXTER-THRILLER

DIE SCHÖNE KUNST DES MORDENS

Ein Dexter-Thriller

Aus dem Amerikanischen von Frauke Czwikla

Buchnavigation

- > Buch lesen
- > Titel
- > Informationen zu Jeff Lindsay
- > Informationen zum Buch
- > Impressum
- > Hinweise des Verlags

*Für LTF
von ganzem Herzen*

1

Pardonnez-moi, Monsieur. Où est la lune? Alors, mon ancien, la lune est ici, au-dessus de la Seine, énorme, rouge, et humide.

*Merci, mon ami, jetzt sehe ich ihn auch. Et actuellement, beim Namen des Hundes, diese Nacht ist wie geschaffen für den Mond, für die scharfen Freuden des Mondlichts, für den *danse macabre* von Dexter und einem seiner speziellen Freunde.*

Doch merde alors! Der Mond schwebt über der Seine? Dexter ist in Paris! Quelle tragédie! Dieser Tanz ist ausgeschlossen, nicht in Paris. Hier gibt es keine Möglichkeit, einen speziellen Freund zu finden, keinen Schutz der Nacht, wie Miami ihn bietet, keine sanften Ozeanwellen, die Überreste willkommen heißen. Hier gibt es nur Taxis und Touristen und den riesigen, einsamen Mond. Und natürlich Rita. Allüberall Rita, die in ihrem Wörterbuch blättert, Dutzende von Karten und Reiseführern und Broschüren auf- und zuklappt. Die sämtlich die vollkommene Glückseligkeit versprechen und sie wundersamerweise auch bescheren - ihr. Ausschließlich ihr. Denn ihre jungverheiratete Pariser Seligkeit ist ein reiner Soloakt.

Ihrem neu erworbenen Ehemann Dexter, dem ehemaligen Priester lunarer Leichtfertigkeit, dem weinerlich Wartenden, bleibt nur, den Mond zu bewundern, sich an den ungeduldig windenden Dunklen Passagier zu klammern und darauf zu hoffen, dass dieser glückselige Irrsinn endet und wir in unser wohlgeordnetes, normales Leben voller zu fangender und zu tranchierender anderer Ungeheuer zurückgeschickt werden.

Denn Dexter ist gewohnt, nach Lust und Laune zu tranchieren, mit ruhiger und sicherer Hand, die im Moment lediglich dazu dient, Ritas zu umklammern und den Mond zu bestaunen, während er die Ironie dieses Honigmonds goutiert, in dem alles Süße und Lunare verboten ist.

Paris also. Dexter schleppt sich widerspruchslos im Kielwasser des Mutterschiffs Rita dahin, starrt und nickt, falls erforderlich, und äußert gelegentlich klare und geistreiche Kommentare wie »Wow« und »Mhm«, während Rita ihrer aufgestauten Gier nach Paris freien Lauf lässt, die all die Jahre in ihr angeschwollen ist und nun endlich Befriedigung findet.

Doch sicher ist selbst Dexter nicht immun gegen den legendären Zauber der Stadt der Lichter? Bestimmt nimmt auch er den Glanz wahr und spürt eine kleine synthetische Regung, irgendwo in der dunklen und leeren Höhle, in der eine Seele wohnen sollte? Kann Dexter tatsächlich nach Paris reisen und gar nichts fühlen?

Natürlich nicht. Dexter fühlt eine Menge: Dexter fühlt Müdigkeit und Langeweile. Und Dexter fühlt eine gewisse Begierde, bald einen Spielkameraden zu finden. Offen gesagt, je eher, desto besser, denn aus irgendeinem Grund scheint verheiratet zu sein den Appetit zu stimulieren.

Doch all dies ist Teil des Deals, Teil dessen, was Dexter tun muss, um tun zu können, was Dexter tut. Ob in Paris oder zu Hause, Dexter muss *maintenir le déguisement*. Selbst die weltläufigen Franzosen würden bei der Vorstellung eines Ungeheuers in ihrer Mitte, eines unmenschlichen Unholds, der ausschließlich dafür lebt, andere Ungeheuer zur Strecke zu bringen und ihnen den wohlverdienten Tod zu bescheren, zaudern und die Stirn runzeln. Rita in ihrer neuesten Inkarnation als errötende Braut ist die beste Tarnung für das, was ich tatsächlich bin. Absolut niemand könnte sich vorstellen, dass ein kalter und leerer Mörder ohne zu maulen hinter einer dermaßen perfekten Verkörperung des amerikanischen Tourismus her Stolpern würde. Mit Sicherheit nicht, *mon frère. C'est impossible*.

Im Augenblick leider *très impossible*. Es besteht keinerlei Hoffnung, auf ein paar Stunden wohlverdiente Entspannung entschlüpfen zu können. Nicht hier, wo niemand Dexter kennt und er nichts über die Arbeit der Polizei weiß. Niemals an einem fremden Ort – noch dazu im Ausland, für den die strikten Regeln des Code Harry nicht gemacht wurden. Harry war Polizist in Miami, und in Miami

entsprach alles seinen Bestimmungen. Doch Harry konnte kein Französisch, und deshalb ist das Risiko hier viel zu groß. Gleichgültig, wie heftig der Puls der Dunkelheit auf dem verschatteten Rücksitz schlägt.

Wahrhaft eine Schande, denn die Gassen von Paris sind für das Umherschleichen mit finsternen Absichten wie geschaffen. Sie sind eng und düster und ohne jedes logische System, das ein vernünftiger Mensch nachvollziehen könnte. Es ist viel zu leicht, sich Dexter vorzustellen, wie er, umwallt von einem Cape, die glitzernde Klinge in der Hand, durch diese düsteren Gassen gleitet, auf dem Weg zu einer dringenden Verabredung in einem dieser alten Gemäuer, die sich herabzubeugen und zu Untaten aufzufordern scheinen.

Und die Straßen selbst, bestehend aus diesen großen Steinquadern, die perfekt sind für Verstümmelungen jeder Art. In Miami hätte man sie schon vor langer Zeit ausgegraben und durch die Windschutzscheiben vorbeifahrender Wagen geschmettert oder an ein Straßenbauunternehmen verkauft.

Doch leider sind wir nicht in Miami. Das hier ist Paris. Und so vertreibe ich mir die Zeit und konsolidiere diese lebhaft neue Phase von Dexters Tarnung in der Hoffnung, nur noch eine weitere Woche von Ritas Traum-Honigmond überstehen zu müssen. Ich trinke französischen Kaffee – gemessen an Miamis Maßstäben schwach – und *vin de table* – dessen Rot beunruhigend an Blut erinnert – und staune über die Fähigkeit meiner Frau, alles Französische aufzusaugen. Sie hat gelernt, außerordentlich reizend zu erröten, wenn sie *table pour deux, s'il vous plaît* sagt, worauf die französischen Kellner umgehend begreifen, dass es nagelneue zwei sind. Als hätten sie sich im Vorfeld verschworen, Ritas romantische Phantasien nicht zu enttäuschen, lächeln sie fast immer liebevoll und dienen uns zu einem Tisch. Eigentlich fehlt nur noch, dass sie im Chor *La vie en rose* singen.

Ah, Paris. Ah, *l'amour*.

Wir bringen unsere Tage damit zu, durch Paris zu trotten und vor schrecklich wichtigen, auf dem Stadtplan vermerkten

Sehenswürdigkeiten stehen zu bleiben. Unsere Abende verbringen wir in kleinen, originellen Esslokalen, viele davon mit französischer Musik als Sonderbonus. Wir haben sogar eine Vorstellung von *Der eingebildete Kranke* der Comédie Française besucht. Aus irgendeinem Grund war sie komplett auf Französisch, aber Rita schien sie zu genießen.

Zwei Abende später scheint sie die Show im Moulin Rouge nicht weniger zu genießen. Tatsächlich scheint sie alles an Paris zu genießen, sogar eine Bootsfahrt den Fluss hinauf und hinab. Ich verkneife mir den Hinweis, dass zu Hause in Miami wesentlich schönere Bootsfahrten zu haben sind, Bootsfahrten, an denen sie nie das geringste Interesse bekundet hat, doch allmählich beginne ich mich zu fragen, was, wenn überhaupt etwas, wohl in ihrem Kopf vorgeht.

Sie stürmt jede Sehenswürdigkeit der Stadt, mit Dexter als unwilligem Stoßtrupp, und nichts kann sie aufhalten. Der Eiffelturm, der Triumphbogen, Versailles, Sacré-Cœur, Notre-Dame; sie alle werden Opfer ihrer stürmischen blonden Aufmerksamkeit und ihres erbarmungslosen Reiseführers.

Langsam scheint es, als sei der Preis für diese Tarnung recht hoch, doch Dexter ist der vollkommene Soldat. Stetig stapft er unter der schweren Last der Pflicht und der Wasserflaschen einher. Er beklagt sich weder über Hitze noch über wundete Füße oder die riesigen, reizlosen Massen in ihren zu engen Shorts, T-Shirts aus den Souvernirläden und Flipflops.

Er unternimmt dennoch einen kleinen Versuch, sein Interesse wachzuhalten. Auf der Stadtrundfahrt, während ein Tonband in acht Sprachen die Namen der diversen faszinierenden Gebäude von immenser historischer Bedeutung herausdröhnt, taucht in Dexters allmählich abgewürgtem Verstand ein ungebetener Gedanke auf. Es scheint nur gerecht, dass in dieser Stadt nicht enden wollender Akkordeonbegleitung auch ein Pilgerort für außerordentlich leidende Ungeheuer zu finden ist, und ich kenne ihn. Beim nächsten Halt bleibe ich in der Bustür stehen und stelle dem Fahrer eine einfache und unschuldige Frage. »Verzeihung. Halten wir auch in

der Nähe der Rue Morgue?«

Mit einer unwilligen Geste zieht der Fahrer einen der Ohrstöpsel seines iPods, mustert mich von Kopf bis Fuß und zieht eine Augenbraue hoch.

»Die Rue Morgue«, wiederhole ich. »Halten wir in der Nähe der Rue Morgue?«

Mir fällt auf, dass ich im zu lauten Ton des amerikanischen Fremdsprachenignoranten spreche, und so verstumme ich. Der Fahrer starrt mich an. Aus dem baumelnden Ohrstöpsel dringt blecherner Hip-Hop. Dann zuckt er die Achseln. In sehr schnellem Französisch stürzt er sich in eine kurze und leidenschaftliche Erklärung meiner vollkommenen Ignoranz, stößt den Kopfhörer wieder ein und öffnet die Bustür.

Kleinlaut, verlegen und ein wenig enttäuscht folge ich Rita aus dem Bus. Es war mir so einfach erschienen, einen feierlichen Halt in der Rue Morgue einzulegen, um einer bedeutenden kulturellen Stätte der Welt der Ungeheuer meinen Respekt zu erweisen, doch soll es nicht sein. Ich wiederhole die Frage später noch einmal vor einem Taxifahrer und ernte dieselbe Antwort, die Rita mit einem irgendwie beschämten Lächeln übersetzt.

»Dexter«, sagt sie. »Deine Aussprache ist schrecklich.«

»Spanisch könnte ich vermutlich besser«, gebe ich zu.

»Das wäre auch egal. Es gibt keine Rue Morgue.«

»Was?«

»Sie ist erfunden«, erklärt sie. »Edgar Allen Poe hat sie sich ausgedacht. Es gibt keine *echte* Rue Morgue.«

Ich fühle mich, als hätte sie soeben behauptet, es gäbe keinen Weihnachtsmann. Keine Rue Morgue? Kein fröhlicher historischer Stapel Pariser Leichen? Wie kann das sein? Aber sicherlich stimmt es. Ritas Paris-Kenntnisse sind über jeden Zweifel erhaben. Sie hat zu viele Jahre mit zu vielen Reiseführern verbracht, als dass sie sich irren könnte.

Und so gleite ich zurück in meinen Panzer dumpfer Willfährigkeit, das leichte Aufflackern von Interesse ebenso tot wie Dexters Gewissen.

Nur drei Tage vor unserem Rückflug in die gesegnete Niedertracht und das Chaos Miamis stand uns der Louvre bevor. Der gehört zu den Dingen, die sogar in mir leises Interesse wecken; immerhin bedeutet keine Seele zu besitzen nicht, dass ich Kunst nicht zu schätzen weiß. Ganz im Gegenteil. Kunst ist im Grunde genommen doch das Schaffen von Mustern, die einen bedeutsamen Eindruck auf die Sinne bewirken sollen. Und ist dies nicht genau das, was auch Dexter tut? Selbstverständlich ist Eindruck in meinem Fall ein wenig wörtlicher zu nehmen, aber dennoch – ich weiß auch andere Medien zu schätzen.

Deshalb war es zumindest gelindes Interesse, mit dem ich Rita über den riesigen Innenhof des Louvre und die Stufen hinunter in die Glaspypamide folgte. Sie hatte beschlossen, bei dieser Besichtigung auf eine Führung zu verzichten – nicht aus Abscheu vor den schmuddeligen Herden gaffender, geifernder, jämmerlich ignoranter Schafe, die um jeden Führer zu verschmelzen schienen, sondern weil Rita entschlossen war zu beweisen, dass sie jedem Museum gewachsen war, selbst einem französischen.

Sie marschierte schnurstracks zur Schlange an der Kasse, wo wir einige Minuten warteten, ehe sie endlich unsere Eintrittskarten erstand, und dann stürzten wir uns in die Wunder des Louvre.

Das erste Wunder wurde umgehend sichtbar, als wir aus dem Eingangsbereich in das eigentliche Museum traten. In einer der ersten Galerien trafen wir auf eine riesige Menge, bestehend aus ungefähr fünf größeren geführten Gruppen, die sich um eine von einer roten Samtkordel markierte Abgrenzung scharte. Rita produzierte ein Geräusch, das wie »hmpf« klang, und ergriff meine Hand, um mich daran vorbeizumanövrieren. Während wir die Menge schnellstmöglich hinter uns ließen, warf ich einen Blick zurück; es war die Mona Lisa. »Ist die winzig«, entfuhr es mir. »Und völlig überschätzt«, sagte Rita steif.

Ich weiß, dass Flitterwochen dazu dienen sollen, den neuen Lebensgefährten besser kennenzulernen, doch dies war eine Rita, die mir niemals zuvor begegnet war. Soweit ich wusste, vertrat diejenige, die ich kannte, niemals entschiedene Meinungen,

insbesondere keine, die der allgemeinen Überzeugung widersprachen. Und nun bezeichnete sie das berühmteste Gemälde der Welt als überschätzt. Das ging über den Verstand – zumindest über meinen.

»Das ist die Mona Lisa«, protestierte ich. »Wie kann die überschätzt sein?«

Wieder gab sie ein Geräusch von sich, das ausschließlich aus Konsonanten bestand, und zerrte ein wenig heftiger an meiner Hand. »Komm, wir sehen uns die Tizians an. Die sind viel schöner.« Die Tizians waren schön. Genau wie die Rubens, obwohl ich nichts entdeckte, was erklärt, warum ein Sandwich nach ihnen benannt ist. Dieser Gedanke machte mir bewusst, wie hungrig ich war, und es gelang mir, Rita durch drei weitere lange Säle voller hübscher Bilder zu einem Café in einem der oberen Stockwerke zu lotsen. Nach einem Imbiss, wesentlich teurer als am Flughafen und nur unwesentlich schmackhafter, wanderten wir den Rest des Tages durch das Museum und betrachteten Saal um Saal voller Bilder und Skulpturen. Es gab wahrlich eine schreckliche Menge davon, und als wir endlich in den dämmrigen Innenhof traten, hatte sich mein ehemals ausgezeichnete Verstand verabschiedet.

»Nun«, sagte ich, während wir über das Kopfsteinpflaster schlenderten, »das war wahrlich ein erfüllter Tag.«

»Ooooh«, sagte sie, ihre Augen noch immer so groß und leuchtend wie während des größten Teils der vergangenen Stunden. »Das war absolut unglaublich!« Und sie legte den Arm um mich und schmiegte sich an mich, als sei ich persönlich für die Schaffung des gesamten Museums verantwortlich. Das Gehen wurde dadurch ein wenig erschwert, doch gehört es nun einmal zu den Dingen, die man während der Flitterwochen in Paris tut, deshalb wehrte ich mich nicht, und wir schwankten über den Hof durch das Tor auf die Straße.

Als wir um die Ecke bogen, trat uns eine junge Frau mit mehr Gesichtspiercings, als ich je für möglich gehalten hätte, in den Weg und drückte Rita einen Zettel in die Hand. »Und jetzt die wahre Kunst«, sagte sie. »Morgen Abend, ja?«

»Merci«, sagte Rita verdutzt, und die Frau ließ uns stehen und verteilte die restlichen Zettel unter der abendlichen Menge.

»Ich meine, sie könnte in der linken Hälfte noch ein paar Piercings vertragen«, bemerkte ich, während Rita stirnrunzelnd den Zettel musterte. »Und auf der Stirn hat sie auch eine Stelle ausgelassen.«

»Oh«, sagte Rita. »Es ist eine Performance.«

Nun war es an mir, verdutzt dreinzuschauen, und ich tat es. »Was?«

»Oh, wie aufregend. Und wir haben morgen Abend noch nichts vor. Wir gehen hin!«

»Gehen wohin?«

»Das ist einfach perfekt«, sagte sie.

Vielleicht ist Paris ja doch ein magischer Ort. Denn Rita sollte recht behalten.

2

Die Perfektion fand sich in Gestalt eines Ladenlokals namens *Réalité* in einer kleinen, schattigen Straße nicht allzu weit von der Seine, auf der *Rive Gauche*, wie Rita mich atemlos informierte. Wir hatten hastig zu Abend gegessen – und das Dessert ausgelassen! –, um rechtzeitig um 19.30 Uhr dort zu sein, wie der Zettel gedrängt hatte. Als wir eintrafen, waren bereits etwa zwei Dutzend Leute da, die in Grüppchen vor einer Reihe an den Wänden übereinandermontierter Flachbildschirme standen. Alles schien sehr galeriemäßig, bis ich eine der Broschüren aufschlug. Sie war in französischer, englischer und deutscher Sprache. Ich blätterte zu Englisch und begann zu lesen.

Nach nur wenigen Sätzen spürte ich, wie meine Augenbrauen an meiner Stirn emporwanderten. Es handelte sich um eine Art Manifest, geschrieben mit rauher Leidenschaft, die sich nur schlecht übersetzen ließ, außer vielleicht ins Deutsche. Thema war die Erweiterung der Grenzen der Kunst in neue Wahrnehmungsbereiche, die Auslöschung der tyrannischen Trennung von Kunst und Leben, wie sie die verstaubte und kraftlose Akademie vorschrieb. Und obgleich Chris Burden, Rudolf Schwarzkogler, David Nebreda und andere Pionierarbeit geleistet hätten, sei es an der Zeit, die Mauer endlich einzureißen und ins einundzwanzigste Jahrhundert vorzudringen. Und heute Abend, mit einem neuen Werk namens »Jennifers Bein«, würden wir genau das tun.

Alles extrem leidenschaftlich und idealistisch, eine Kombination, die ich stets als äußerst gefährlich betrachtet habe, und ich hätte mich ein wenig amüsiert – wenn nicht jemand anderes bereits amüsiert gewesen wäre, und das mehr als nur ein wenig; irgendwo tief in den Verliesen von Burg Dexter ließ der Dunkle Passagier ein leises, zischendes Kichern erklingen, und dieses Amusement schärfte wie

stets meine Sinne und ließ mich aufhorchen. Ich meine, im Ernst, der Passagier erfreute sich an einer *Kunstaussstellung*?

Unter diesem neuen Aspekt sah ich mich in der Galerie um. Das gedämpfte Flüstern vor den Bildschirmen schien nicht länger die andächtige Stille im Angesicht der Kunst. Nun erkannte ich in ihrem fast vollständigen Schweigen einen Anflug von Ungläubigkeit und sogar Entsetzen.

Ich sah Rita an. Sie runzelte die Stirn, während sie las, und schüttelte den Kopf. »Ich habe von Chris Burden gehört, er ist Amerikaner«, sagte sie. »Aber der andere, Schwarzkogler?« Sie verhaspelte sich bei dem Namen – schließlich hatte sie Französisch und nicht Deutsch gelernt. »Oh«, sagte sie und errötete. »Hier steht, er hat sich den eigenen ...« Sie blickte auf und betrachtete die Leute im Raum, die schweigend auf die Bildschirme starrten. »O Gott«, stöhnte sie.

»Vielleicht sollten wir gehen«, schlug ich vor, während das Vergnügen meines inneren Freundes kontinuierlich wuchs.

Doch Rita stand schon vor dem ersten Bildschirm, und im nächsten Moment öffnete sich ihr Mund und zitterte leicht, als versuche sie erfolglos, ein besonders langes und schwieriges Wort auszusprechen. »Das, das, das ist ...«, stammelte sie.

Und ein rascher Blick auf den Monitor bewies, dass Rita wieder einmal recht hatte: Das war es wirklich.

Der Videoclip zeigte eine junge Frau in einem altmodischen Stripperinnenkostüm aus Flitter und Federn. Doch statt in sexuell aufreizender Pose, die diese Bekleidung verlangt hätte, stand sie mit einem Bein auf dem Tisch und senkte in einer kurzen, lautlosen Endlosschleife von ungefähr fünfzehn Sekunden eine surrende Tischkreissäge auf ihr Bein hinab und warf den Kopf zurück, den Mund vor Schmerz weit aufgerissen. Dann begann der Clip von vorn, und sie tat das Ganze erneut.

»Allmächtiger«, sagte Rita. Sie schüttelte den Kopf. »Das, das ist irgendein filmischer Trick. Das *muss* ein Trick sein.«

Ich war da nicht so sicher. Erstens hatte mir der Passagier zu verstehen gegeben, dass hier etwas sehr Interessantes vor sich

ging. Und zweitens war mir der Gesichtsausdruck der Frau von meinen eigenen künstlerischen Bemühungen her ziemlich vertraut. Ich war ganz sicher, dass es sich um echten Schmerz, um reale, äußerste Agonie handelte – und doch hatte ich bei all meinen intensiven Forschungen nie jemanden getroffen, der bereit gewesen wäre, sich etwas in diesem Ausmaß anzutun. Kein Wunder, dass der Passagier einen Lachkrampf hatte. Nicht, dass ich es komisch gefunden hätte; sollten diese Dinge sich durchsetzen, musste ich mir ein neues Hobby suchen.

Doch es war eine interessante Wendung, und unter normalen Umständen wäre ich überaus bereit gewesen, mir die übrigen Videoclips anzuschauen. Doch mir schien, dass ich eine gewisse Verantwortung für Rita trug, und dies hier gehörte definitiv nicht zu den Dingen, die sie betrachten und dennoch ihr sonniges Gemüt bewahren konnte.

»Komm«, sagte ich. »Wir gehen irgendwo Nachtisch essen.«

Doch sie schüttelte nur den Kopf, wiederholte: »Es *muss* ein Trick sein«, und trat zum nächsten Bildschirm.

Ich gesellte mich zu ihr und wurde mit einer weiteren fünfzehn Sekunden andauernden Endlosschleife der jungen Frau im selben Kostüm belohnt. In dieser schien sie tatsächlich einen Streifen Fleisch aus ihrem Bein zu entfernen. Jetzt verriet ihre Miene dumpfe, endlose Agonie, als hätte der Schmerz lange genug gewährt, um sich daran zu gewöhnen, tat aber trotzdem noch weh. Seltsamerweise erinnerte ihr Ausdruck mich an das Gesicht einer Frau in einem Film, den Vince Masuoka anlässlich meines Junggesellenabschieds gezeigt hatte – ich glaube, er hieß »Rudelbumsen im Studentenwohnheim«. Auf ihrem Gesicht schimmerte durch die Erschöpfung und den Schmerz eine Art »Dir-hab-ich's-gezeigt«-Befriedigung, während sie auf die fünfzehn Zentimeter große Stelle zwischen Knie und Schienbein starrte, an der das Fleisch bis zum Knochen abgeschält war.

»O Gott«, murmelte Rita – und ging aus irgendeinem Grund zum nächsten Bildschirm.

Ich gebe nicht vor, menschliche Wesen zu verstehen. Meist

versuche ich, das Leben logisch zu betrachten, und dies ist gewöhnlich von Nachteil, wenn man herauszufinden versucht, was Menschen tatsächlich zu tun glauben.

Ich meine, soweit ich das beurteilen konnte, war Rita wahrhaftig so reizend und freundlich und optimistisch wie Rebecca von der Sunnybrook Farm. Der Anblick einer toten Katze am Straßenrand konnte sie zu Tränen rühren. Und doch war sie hier und besichtigte methodisch eine Ausstellung, die eindeutig wesentlich schlimmer war als alles, was sie sich jemals vorgestellt hatte. Sie wusste, dass der nächste Clip noch mehr davon zeigen würde, unglaublich drastisch und beängstigend. Und trat dennoch gelassen zum nächsten Bildschirm, statt zum Ausgang zu spurten.

Weitere Besucher traten ein, und ich beobachtete sie, während sie denselben Prozess von Erkenntnis und Schock durchliefen. Der Passagier freute sich eindeutig der Dinge, aber um vollkommen aufrichtig zu sein: Ich fand, dass sich die Sache allmählich abnutzte. Ich war nicht in der Lage, mich in eine dem Ereignis angemessene Stimmung zu versetzen und das Leiden des Publikums ein wenig zu genießen. Was sollte es denn auch? Okay, Jennifer schnitt sich Streifen aus dem Bein. Na und? Warum die Mühe, sich gewaltige Schmerzen zuzufügen, wenn das Leben dies mit Sicherheit über kurz oder lang ohnehin erledigte? Was bewies das? Was kam als Nächstes?

Nun, Rita schien entschlossen, es sich so unbehaglich wie möglich zu machen, und schritt unerbittlich weiter von einer Videoschleife zur nächsten. Und mir fiel nichts Besseres ein, als in ihrem Kielwasser zu folgen und ihr wiederholtes »O Gott! O Gott!« angesichts jeder neuen Filmschleife heldenhaft zu ertragen. Am Ende des Raums stand die größte Gruppe und betrachtete an der Wand etwas, das so angebracht war, dass wir nur das Metall des Rahmens erkennen konnten. An den Mienen der Besucher war abzulesen, dass es sich um ein echtes Prachtexemplar handelte, den Höhepunkt der Schau, und ich wurde ein wenig ungeduldig, weil ich es mir ansehen und das Ganze hinter mich bringen wollte, doch Rita bestand darauf, sich zuerst alle Clips auf dem Weg dorthin

anzuschauen. Jeder Film zeigte, wie die Frau ihrem Bein weitere furchtbare Dinge antat, bis sie schließlich im letzten, etwas längeren, einfach nur dort saß und auf ihr Bein hinunterstarrte, von dem zwischen Knie und Knöchel nichts geblieben war außer glattem weißen Knochen. Das Fleisch am Fuß war vollkommen unversehrt, ein seltsamer Anblick am Ende der fahlen Länge des Knochens.

Noch seltsamer wirkte der Ausdruck von Erschöpfung und triumphierendem Schmerz auf Jennifers Gesicht, der besagte, dass sie offensichtlich etwas bewiesen hatte. Ich warf einen Blick ins Programm, fand jedoch keine Erklärung, was dieses Etwas sein sollte.

Auch Rita schien keine Erleuchtung zu haben. Sie war in dumpfes Schweigen verfallen und starrte nur auf den letzten Clip, den sie dreimal betrachtete, ehe sie ein letztes Mal den Kopf schüttelte und wie hypnotisiert zu der größeren Gruppe von Leuten trat, die sich um das Etwas im metallenen Rahmen am Ende des Raumes drängten.

Wie sich herausstellte, war es das interessanteste Objekt der Ausstellung, soweit es mich betraf, ein echter Reißer, und ich konnte das zustimmende Kichern des Passagiers vernehmen. Zum ersten Mal war Rita nicht einmal mehr in der Lage, ein weiteres »O Gott« auszustoßen.

Auf einer rohen Sperrholzplatte in einem Metallrahmen war Jennifers Bein befestigt. Diesmal das ganze, inklusive allem vom Knie abwärts.

»Nun«, bemerkte ich, »zumindest wissen wir jetzt, dass es kein Trick war.«

»Das ist eine Fälschung«, sagte Rita, aber ich glaube nicht, dass sie davon überzeugt war.

Irgendwo dort draußen, inmitten der strahlenden Lichter der glamourösesten Stadt der Welt schlugen Kirchenglocken die Stunde. Doch in der kleinen Galerie ging es nur wenig glamourös zu, und die Glocken klangen ungewöhnlich laut – beinahe laut genug, um ein anderes Geräusch zu übertönen, das Zischen einer leisen,

vertrauten Stimme, die mich wissen ließ, dass es noch wesentlich interessanter werden würde, und weil ich gelernt habe, dass diese Stimme fast immer recht behält, drehte ich mich um.

Und tatsächlich, als ich zum Eingang sah, wurde die Luft sogar noch dicker. Denn vor meinen Augen schwang die Tür auf, und Jennifer persönlich klirrte herein.

Zuvor hatte ich den Raum als sehr still empfunden, doch das war Karneval gewesen im Vergleich zu dem Schweigen, das ihr folgte, als sie an Krücken durch den Raum humpelte. Sie war bleich und hager. Ihr Stripperinnenkostüm hing locker an ihrem Körper, und sie bewegte sich langsam und vorsichtig, als wäre sie noch nicht an die Krücken gewöhnt. Ein sauberer weißer Verband verhüllte den Stumpf ihres neuerdings fehlenden Beins.

Während Jennifer sich der Stelle näherte, an der wir unter dem ausgestellten Beinknochen standen, spürte ich, wie Rita zurückwich, um jeden möglichen Kontakt mit der einbeinigen Frau zu vermeiden. Ich warf ihr einen flüchtigen Blick zu; sie war beinahe so bleich wie Jennifer und hatte offenbar die Atmung eingestellt. Ich sah mich erneut um. Ebenso wie Rita wich die Menge zurück, die weit aufgerissenen Augen auf Jennifer fixiert, bis diese schließlich nur einen halben Meter vor ihrem Bein stehen blieb. Sie starrte es einen langen Augenblick an, sich anscheinend nicht bewusst, dass sie einen ganzen Raum voller Menschen des Sauerstoffs beraubte. Dann ließ sie eine Krücke los, beugte sich vor und berührte den Beinknochen.

»Sexy«, sagte sie.

Ich drehte mich zu Rita, weil ich dachte, ich könnte ihr »ars longa« oder eine ähnlich geistreiche Bemerkung zuflüstern. Doch es war zwecklos.

Rita war in Ohnmacht gefallen.

3

Zwei Tage später, an einem Freitagabend, trafen wir am Flughafen in Miami ein, wo mir angesichts der böswilligen, fluchenden und einander von den Gepäckbändern abdrängenden Menschenmassen fast die Tränen gekommen wären. Jemand versuchte, sich mit Ritas Koffer davonzumachen, und als ich einschritt, knurrte er mich an, und das war genau das Willkommen, das ich brauchte. Es tat gut, wieder zu Hause zu sein.

Wenn außerdem noch eine weitere gefühlvolle Begrüßung notwendig gewesen wäre, so wurde sie mir in aller Herrgottsfrühe am Montagmorgen zuteil, meinem ersten Arbeitstag. Ich trat aus dem Fahrstuhl und lief Vince Masuoka in die Arme. »Dexter«, sagte er in einem Ton, den ich als absolut emotional empfand, »hast du Doughnuts mitgebracht?« Es war herzerwärmend festzustellen, wie sehr man mich vermisst hatte, und ich bin überzeugt, dass mir warm darum geworden wäre, würde ich über ein Herz verfügen. »Ich esse keine Doughnuts mehr«, erklärte ich, »nur noch *Croissants*.«

Vince zwinkerte. »Wieso?«

»*Je suis parisien*«, erwiderte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Nun, du hättest Doughnuts mitbringen sollen«, meinte er. »Heute Morgen ist was echt Merkwürdiges aus South Beach gemeldet worden, und da draußen kriegt man keine Doughnuts.«

»*Quelle tragédie*«, sagte ich.

»Wirst du den ganzen Tag so weitermachen?«, erkundigte er sich.

»Der könnte nämlich ziemlich lang werden.«

Er war in der Tat sehr lang und wurde noch länger durch das irre Gedränge von Reportern und anderen Gaffern, die sich bereits einen Meter tief vor dem gelben Absperrband reihten, das um einen Strandabschnitt nicht weit der Südspitze von South Beach gespannt

worden war. Ich schwitzte, als ich mich durch die Menge zum Sand hinarbeitete, wo zehn Meter von den Leichen entfernt Angel-keine-Verwandtschaft schon auf Händen und Knien etwas untersuchte, was kein anderer sehen konnte.

»Was ist merkwürdig?«, fragte ich ihn.

Er sah nicht einmal hoch. »Titten an einem Frosch«, erwiderte er.

»Da hast du sicher recht. Doch Vince meinte, an den Leichen wäre was merkwürdig.«

Stirnrunzelnd musterte er etwas und beugte sich noch tiefer zum Sand.

»Hast du keine Angst vor Sandflöhen?«, fragte ich.

Angel nickte nur. »Sie wurden woanders umgebracht. Doch einer hat ein bisschen getropft.« Er runzelte die Stirn. »Aber es ist kein Blut.«

»Was für ein Glück für mich.«

»Außerdem ...«, mit einer Pinzette bugsierte er etwas Unsichtbares in einen Plastikbeutel, »... wurden sie ...« Und hier verstummte er, nicht aufgrund irgendwelcher unsichtbaren Objekte, sondern als würde er nach einem Wort suchen, das mich nicht allzu sehr verschreckte, und in der Stille vernahm ich vom dunklen Rücksitz des Dextermobils das anschwellende Schwirren sich streckender Schwingen.

»Was?«, drängte ich, als ich es nicht mehr aushielt.

Angel schüttelte leicht den Kopf. »Sie wurden - arrangiert«, sagte er, und als wäre ein Bann gebrochen, begann er sich ruckartig zu bewegen, versiegelte seine Plastiktüte, legte sie behutsam zur Seite und ließ sich dann wieder auf ein Knie nieder.

Wenn das alles war, was er zum Thema beizutragen hatte, musste ich offensichtlich persönlich nachsehen, was diese zischende Stille bedeutete. Deshalb begab ich mich zehn Meter weiter zu den Leichen.

Es waren zwei, männlich und weiblich, in den Dreißigern, und man hatte sie nicht ihrer Schönheit wegen gewählt. Beide waren blass, übergewichtig und behaart. Sie waren sorgfältig auf farbenprächtigen Strandtüchern drapiert, die bei Touristen aus dem